

# Die Kapitulation

*Roland Böttcher*

Im zweiten Stock des Geisteswissenschaftlichen Zentrums, Raum 2.16, exakt 12,6 Quadratmeter gemäß der bürokratischen Vermessungslogik, die jeden akademischen Lebensraum in verwaltbare Einheiten zerstückelte, stand auf grauem Linoleumboden der Schreibtisch von Professor Dr. Klaus Mertens – ein Möbelstück, wie er selbst zur reinen Funktion degradiert. Jeden Morgen um exakt 7:45 Uhr, zwölf Minuten bevor das thermostatgesteuerte Heizsystem seine programmierte Erwärmung vollzog, betrat er sein Büro. Ein Ritual, das er seit vierundzwanzig Jahren praktizierte.

Der Raum war voller Bücher. Er sortierte seinen Bücherbestand nach einem System, das er 1987 eingeführt und seither mit der starrsinnigen Beharrlichkeit eines Museumsdirektors konserviert hatte: Primärliteratur alphabetisch nach Autoren, Sekundärliteratur chronologisch nach Erscheinungsjahr. Nachschlagewerke sortierte er nach Häufigkeit der Benutzung – ein Ranking, das unbewusst seine eigene intellektuelle Degression dokumentierte, denn die am häufigsten konsultierten Werke standen inzwischen in Griffweite, während die anspruchsvollen Bände Jahr für Jahr weiter in die unzugänglichen Höhen seiner Regale wanderten.

An der Wand hing ein Semesterplan aus dem Wintersemester 2019/20, den er aus unerfindlichen Gründen nicht abgenommen hatte. Rechts neben seinem Monitor stand eine Tasse mit der Aufschrift „Bücher lesen gefährdet die Dummheit“, aus der er seit achtzehn Jahren jeden Morgen bis punkt 8:15 Uhr Kaffee trank: schwarz, ohne Zucker, temperiert auf exakt 65 Grad Celsius laut einer skandinavischen Studie aus dem Jahr 2003, deren Methodik er längst vergessen hatte. Zum Kaffee las er das Feuilleton der FAZ aus der Vorwoche – jenen einzigen Zeitungsteil, der sich nach einer Woche noch mit einiger Würde lesen ließ.

An diese verspätete Kulturlektüre kam er nur dank eines demütigenden Deals mit der Bibliothekarin, die ihm mit mitleidiger Herablassung die ausrangierten Zeitungsexemplare zurücklegte, welche tagesaktuell für die Studierenden auslagen, aber von diesen mit derselben Ignoranz behandelt wurden, mit der sie seine

Seminare besuchten. Jeden Montag vollzog er den Gang der Schande in die Bibliothek und holte sein Paket veralteter Tageszeitungen ab.

Die Zahl der Studierenden, die noch regelmäßig in seine Seminare kamen, war nach dem Corona-Lockdown dramatisch kollabiert: von zuvor 40 bis 50 auf zuletzt 8 bis 10, manchmal nur 3. Er trug den Rückgang mit blauer Tinte in ein kariertes Notizbuch ein, das er eigens für solche Erhebungen angeschafft hatte. Neben den Anwesenheitsquoten notierte er auch das Wetter und die Tageszeit, für den Fall, dass sich Korrelationen ergeben sollten. Er hatte sogar überlegt, daraus einen Artikel zu entwickeln: „Frequenzanalyse universitärer Lehrveranstaltungen im post-pandemischen Kontext – Eine quantitative Betrachtung“.

In den Neunzigern hatte er nur provokante Thesen in den Raum werfen müssen, um eine lebhafte Diskussion zu entfachen. Die Studierenden stritten über Sprachpurismus, warfen ihm Foucault-Zitate an den Kopf, widersprachen einander mit der Leidenschaft von Menschen, die glaubten, Sprache sei etwas, das man erobern oder verteidigen könne. Es war ein intellektuelles Pingpongspiel gewesen, bei dem er den Ball nur anspielen musste.

Heute hielt er Monologe vor einer Handvoll Personen, die sich mit ihren Smartphones beschäftigten – nicht heimlich, nicht schuldbewusst, sondern mit jener selbstverständlichen Beiläufigkeit, die charakteristisch ist für eine Generation, die in digitalen Parallelwelten existiert. Sie scrollten durch Stories, Videos, Nachrichten – algorithmisch dosiertes Dopamin in exakt den Intervallen, die nötig waren, die Spirale am Laufen zu halten.

Wenn er eine Frage stellte, entstand eine Stille, die sich nicht durch konzentriertes Nachdenken auszeichnete, sondern durch jene spezifische Art der Abwesenheit, die man in Warteschlangen von Arbeitsämtern beobachten kann. Schließlich meldete sich jemand, meist nach einem Zeitintervall, das exakt der Dauer entsprach, um auf Wikipedia den ersten Absatz eines Artikels zu überfliegen, und gab eine Antwort von lächerlicher Oberflächlichkeit. „Sehr interessant, danke“, hörte er sich mit automatisierter Freundlichkeit sagen, während sein Gehirn die Dürftigkeit des Beitrags katalogisierte.

Den wenigen Anwesenden ihre intellektuelle Mittelmäßigkeit vor Augen zu führen, verbot sich schon, weil es galt, die nächste Evaluation im Auge zu behalten. Zwischen

ihm und den Studierenden hatte sich ein stillschweigender Nicht-Angriffspakt etabliert: Er stellte keine übermäßig schwierigen Fragen, sie bewerteten ihn am Semesterende wohlwollend. Seine Werte – 4,2 von 5 bei Verständlichkeit und 3,9 bei Engagement – glänzten wie polierte Grabsteine. Er erhielt gute Evaluationen, sie bekamen die Noten, die sie brauchten. Dass dabei kein nennenswerter Lernfortschritt stattfand, störte niemanden.

Die fälligen Hausarbeiten trafen pünktlich ein. Sie kamen wie genormte Bauteile: funktional, austauschbar, ohne erkennbare Herkunft. Eine Studentin namens Sarah Kellner, die er nie gesehen hatte, reichte vierunddreißig Seiten ein mit dem Titel „Semantische Verschiebungen in der deutschen Gegenwartssprache: Eine korpuslinguistische Analyse digitaler Kommunikationsformen“. Sie verwies auf siebenundachtzig Quellen, darunter mehrere aus den letzten sechs Monaten. Der Text war glatt und fehlerfrei mit der beunruhigenden Perfektion eines Serienprodukts – keine Fingerabdrücke, keine Unebenheiten.

Mertens las, blätterte, stutzte. Der Text war fachlich besser als alles, was er in seinen produktivsten Zeiten je zustande gebracht hatte. Die Erkenntnis stellte sich mit der Präzision einer Röntgendiagnose ein: Er hatte in der intellektuellen Champions League, in der er sich früher noch Chancen ausgerechnet hatte, nichts zu suchen. Schlimmer noch: In ihm keimten Zweifel auf, ob es überhaupt noch für die Regionalliga reichen würde.

In Dienstbesprechungen und Fakultätssitzungen wurde fortwährend über die Notwendigkeit und Zumutbarkeit von Optimierung und Veränderung gerungen – ein semantisches Gefecht, das mit der ritualisierten Berechenbarkeit von Tarifverhandlungen geführt wurde. Nicht unabhängig voneinander, denn die Zumutbarkeit diktierte mit wenigen Ausnahmen die Notwendigkeit: Was zu teuer, zu aufwendig oder zu unbequem war, wurde mit Bedenken überschüttet – Verfahrensfragen, Zuständigkeitsprobleme, rechtliche Unsicherheiten.

Die Sitzung am Donnerstag, dem 14. März, um 14:15 Uhr im Raum 301 bot eine konzentrierte Darstellung dieser institutionellen Pathologie. Zwölf identische Stühle um einen ovalen Tisch aus hellem Holzimitat. An den Wänden vergilbte Portraits längst verstorbener Ordinarien, deren Namen niemand mehr kannte.

„Liebe Kolleginnen und Kollegen“, begann Dekan Professor Dr. Heinrich Krämer mit der gravitätischen Langsamkeit eines 70-Jährigen, der sein Leben byzantinischen Kirchenvätern gewidmet hatte, „heute müssen wir über die Empfehlungen des Rektorats zur – ich zitiere wörtlich – ‚KI-Integration in die Lehre und die Entwicklung digitaler Kompetenzen‘ beraten.“ Er sprach das Wort ‚digitalisierten‘ mit jener Routine aus, mit der Menschen Flugpläne studieren, ohne je selbst zu reisen.

Professorin Dr. Sabine Hoffmeister, 43 Jahre alt, Inhaberin des Lehrstuhls für Angewandte Linguistik, räusperte sich kalkuliert. „Ich denke, wir sollten zunächst klären, was überhaupt unter Innovation verstanden werden soll.“ Ihr Ton war seidig, ihr Ziel schlicht: den Diskurs zu verzögern, bis er kontrollierbar wurde. „Bildung ist keine Ware, die man durch technologische Gadgets optimiert“ – eine Formulierung, die sie bereits in drei vorherigen Sitzungen verwendet hatte. „Goethe brauchte keine KI-Unterstützung, um den Faust zu schreiben“ – ein Argument von so bestechender Irrelevanz, dass es bereits wieder genial wirkte, vorgetragen von einer Linguistin, deren Forschung sich hauptsächlich mit der Syntax von Chatroom-Kommunikation beschäftigte.

„Mit Verlaub, Frau Kollegin Hoffmeister“, meldete sich Dr. Markus Weber zu Wort, ein 35-jähriger Juniorprofessor für Digitale Geisteswissenschaften – eine jener zeitgeistigen Professuren, die entstehen, wenn Universitäten versuchen, sich durch begriffliche Modernisierung dem Vorwurf der Rückständigkeit zu entziehen. Die älteren Kollegen betrachteten ihn mit jener instinktiven Feindseligkeit, die Stammesälteste gegenüber Eindringlingen entwickeln.

„Aber wir können nicht so tun, als lebten wir noch im 18. Jahrhundert“, fuhr er fort. „Unsere Studierenden nutzen bereits Technologien, von denen wir nicht einmal wissen, dass sie existieren.“ Weber hatte längst begriffen, dass nicht nur die Karten neu gemischt wurden, sondern dass das gesamte Spiel gewechselt hatte. Seine Laufbahn war mit der Annahme des Rufs vorgezeichnet. Professoren wechseln selten, sie verwurzeln an Ort und Stelle.

Für Weber war die Fakultät kein Ort wissenschaftlicher Selbstverwirklichung – diese Illusion hatte er als bürgerlich-romantischen Kitsch erkannt –, sondern eine Institution, die kollektiv Verantwortung trug, praktisch jedoch zu einem

Sammelsurium privatisierter Ich-AGs degeneriert war, deren Mitglieder sich hinter dem Argument der Forschungsfreiheit verschanzten wie Feudalherren hinter den Mauern ihrer Burgen, während draußen bereits die Barbaren die Tore einrannten.

Ein unbehagliches Schweigen breitete sich aus. Weber hatte das Unsagbare ausgesprochen – den Verdacht, dass sie die Kontrolle bereits verloren hatten, vermutlich schon vor Jahren. Mertens spürte feuchte Wärme in seinen Handflächen.

„Was konkret schlagen Sie vor?“, fragte Krämer mit der Vorsicht eines Mannes, der ein Minenfeld betritt. „Transparenz“, antwortete Weber. „Wir müssen anerkennen, dass ein Großteil unserer Studierenden bereits mit KI-Systemen arbeitet. Anstatt so zu tun, als wäre das nicht der Fall, sollten wir Leitlinien entwickeln und KI-Literacy curricular verankern. Wichtig ist doch ...“

„Halt, Stopp Herr Kollege“, unterbrach Hoffmeister scharf, „Ihre selektiven Überzeugungen sind völlig unerheblich. Was wir brauchen, sind Protokolle! Ich schlage eine Arbeitsgruppe vor, die einen Katalog möglicher Maßnahmen identifiziert und bewertet.“

Sofort entspannte sich die Atmosphäre. Die Erwähnung einer Arbeitsgruppe wirkte wie ein Beruhigungsmittel. Mertens kannte diesen Reflex: Sobald ein Problem zu real wurde, aktivierte die Hochschule ihre institutionellen Abwehrmechanismen. Probleme wurden in Mühlen aus Zuständigkeiten, Terminfindungen und Protokollen zerrieben, bis sie am Eigengewicht kollabierten.

„Das ist ein ausgezeichnete Vorschlag“, bestätigte Krämer mit erkennbarer Erleichterung. „Ich schlage vor, wir bilden die Arbeitsgruppe unter Einbindung des Qualitätsmanagements, der Studierendenvertretung, der Gleichstellungsbeauftragten, des Datenschutzbeauftragten, des Personalrats und – zur rechtlichen Absicherung – der Justiziarin.“

Weber starrte auf den Tisch, als hätte jemand beschlossen, ein brennendes Haus erst nach der Brandschutzbegehung zu löschen. „Aber während wir monatelang Arbeitsgruppen bilden...“

„Entschuldigung“, unterbrach ihn Frau Huber, die Dekanatsmitarbeiterin, mit unerschütterlicher Autorität, „wurde der Antrag von Professorin Hoffmeister jetzt

hiermit formal angenommen? Wenn dem so sein sollte, hätte Dekan Krämer zunächst die Beschlussfähigkeit feststellen müssen!"

„Ich denke, wir müssen der Arbeitsgruppe zunächst eine Bestandsaufnahme vorschalten“, meldete sich Kollege Schwermann zu Wort, ein 59-jähriger Germanist, dessen Spezialgebiet die Jugendsprache im Ruhrgebiet des Nachkriegsdeutschlands war. „Wenn wir da an das ‚Flöz mit der Kohle‘ kommen wollen, müssen wir zunächst eine anonyme Umfrage unter den Studierenden durchführen – natürlich unter Einbindung des Ethikkomitees.“ „Und wir brauchen eine Definition dessen, was überhaupt unter ‚Künstlicher Intelligenz‘ zu verstehen ist“, fügte Hoffmeister hinzu. „Ich schlage vor, wir beauftragen zunächst eine Unterarbeitsgruppe mit der Erarbeitung eines Begriffskatalogs.“

Auf die Frage, wer sich engagieren wolle, meldeten sich drei Kollegen direkt freiwillig. Mertens hielt sich zurück. In sechs Monaten würde es einen 47-seitigen Bericht geben, der in höflicher Sprache empfehlen würde, weitere Arbeitsgruppen zu bilden. Und währenddessen würde die Welt um sie herum verschwinden, Sitzung für Sitzung, Protokoll für Protokoll. Das System brachte institutionellen Selbstbetrug nicht nur hervor – es stützte ihn auf die Unantastbarkeit der Forschungs- und Lehrfreiheit. Dieses sakrale Prinzip Humboldts, einst gedacht als Schutz vor staatlicher Bevormundung, war zu einem Schild der institutionellen Sklerose verkommen.

Mertens hörte den Kollegen zu und wusste, dass keiner von ihnen wirklich ein Risiko trug. Sie waren alle unkündbar, verbeamtet auf Lebenszeit. In einer Welt, die sich kaum veränderte, war diese Sicherheit ein Segen gewesen. Doch nun wirkte sie wie ein lähmendes Gift. Jede Abweichung von der gelebten Praxis bedeutete ein unkalkulierbares Risiko, dem kein sichtbarer Nutzen gegenüberstand. Nichts fürchteten Professoren mehr, als in die Rolle der Lernenden gedrängt zu werden. Das stellte ihr kostbarstes Kapital infrage: die Inszenierung von Gelehrtheit, die sich aus der Pose der Unfehlbarkeit nährte.

Die Universität funktionierte nach den Gesetzen einer Zombie-Institution: äußerlich intakt, innerlich längst gestorben. Die Studierenden spielten mit, weil sie ihre Abschlüsse brauchten. Die Professoren, weil sie ihre Stellung nicht verlieren wollten. Die Verwaltung, weil Reformen das Risiko des Scheiterns bedeuteten hätten. Und die

Politik, weil die Illusion einer funktionierenden Hochschullandschaft billiger war als deren tatsächliche Modernisierung.

Im Anschluss an die Sitzung nahm er sich wieder die Hausarbeiten vor. Michael Hoffmann hatte „Sprachökonomie und syntaktische Reduktion in sozialen Medien“ gewählt, zweiunddreißig Seiten, Korpus: 2,4 Millionen Tweets. Mertens blieb an dieser Zahl hängen. Er hatte in seinem Leben vielleicht zwanzigtausend Texte gelesen, großzügig gerechnet. Langsam, Satz für Satz, mit dem blinden Vertrauen eines Handwerkers, der glaubt, dass Sorgfalt eine Form von Wert darstellt.

Nach der Uni erzählte er Ingrid, seiner Frau, was er las. Ingrid unterrichtete in einer Grundschule. Ihre Erstklässler bedienten iPads so selbstverständlich, wie Kinder früher Fenster geöffnet hatten. Sie hörte ihm zu, ohne zu widersprechen. Als er sich über die Qualität der Hausarbeiten wunderte, legte sie das Besteck exakt parallel neben ihren Teller. „Und wie hast du reagiert?“, fragte sie, ohne ihn anzusehen. Er zögerte. „Nichts Besonderes. Die üblichen Floskeln.“ Sie nickte kaum merklich, stand auf und begann, den Tisch abzuräumen, obwohl er noch aß.

In Nächten, in denen er um drei Uhr wach lag, sah Mertens sein eigenes Leben als jene Art Relikt, das in Museen stumm hinter Glas liegt: sauber, etikettiert, ohne Zusammenhang mit dem, was draußen geschah. Er war kein Opfer, keine tragische Figur; er war ein Möbelstück, das beim Umbau stehen geblieben war. Die digitale Transformation hatte ihn nicht bekämpft – sie war nur nicht vorbeigekommen, und wenn doch, dann hatte sie nicht geklingelt.

Als der Frühling kam, blieb die Luft kühl. Die Heizung im Haus flackerte, als verhandle sie mit unsichtbaren Kräften. Mertens fuhr morgens mit dem Rad zur Universität und hielt kurz an der Kreuzung, an der drei Spuren in eine Richtung führten, die er nicht brauchte. Er dachte nichts. Nichts zu denken war ein ungenutzter Vorteil.

Eines Nachmittags erreichte ihn eine Mail der IT-Abteilung: Allen Dozierenden stand ab sofort ein KI-Zugang zur Verfügung, dazu eine Lizenz für ein neues Plagiatsprüfungstool. Er lud Sarah Kellners Arbeit hoch. Grüne Anzeige. Keine unangemessenen Plagiate. Er starrte auf die Formulierung. Geistiges Eigentum – als könnte man Gedanken besitzen wie Grundstücke. Die Algorithmen suchten nach

wörtlichen Übereinstimmungen, nicht nach kopierten Ideen. Solange sie die Worte neu arrangierte, blieb sie eine originelle Denkerin. Das System war zufrieden.

Angeregt durch die Arbeiten seiner Studierenden begann er seine alten Aufsätze durchzugehen. Die Jahrgänge 1994 bis 2007 lagen in Ordnern, deren Pappe sich gewellt hatte. „Zur Diskurssemantik der politischen Leitvokabeln“, „Textkohärenz und Übergangsmarker im Pressedeutsch“, „Modellierungen syntaktischer Ellipsen.“ Er öffnete die Dateien, las zwei Absätze, schloss sie wieder. Die Texte waren nicht schlecht. Sie waren nur alt. Das ist ein Unterschied, dachte er, der niemandem etwas nützt.

Er erinnerte sich an die KI-Anwendung. Wenn diese Tools halbwegs so intelligent waren, dass es den Namen rechtfertigte, sollten sie auch imstande sein, seine in akademischer Erstarrung begriffenen Texte zu reanimieren.

Er griff zu seinem ältesten Aufsatz: „Kohärenz ohne Konnexionen – Anmerkungen zur impliziten Logik im Feuilleton der späten Neunziger“. Er kopierte den Text in das Eingabefeld. Die pseudofreundliche Aufforderung „Wie kann ich dir heute helfen?“ beantwortete er mit der Nüchternheit eines Bestellvorgangs: „Aktualisieren mit aktuellen Quellen, Vereinheitlichung des Stils, methodische Ergänzung (Korpusbezug).“ Er klickte auf „Start“, und Wörter ergossen sich wie von unsichtbarer Hand über den Bildschirm.

Das Ergebnis war ein sauberer, motivierter Text, der so tat, als sei der Autor noch in seinen besten Jahren. Die Maschine hatte seinen vergreisten Aufsatz einer digitalen Schönheitsoperation unterzogen. Der Text erwähnte Studien, die Mertens nie gelesen hatte. Seine Ideen waren noch da, nur kompetenter, aktueller, lebendiger – eine Beleidigung in einer Vollendung, die sich jeder emotionalen Reaktion entzog.

Er speicherte die Datei unter einem neuen Namen. Dann schickte er den Text an eine Fachzeitschrift. Er schrieb eine kurze E-Mail. Sie war sachlich. Er setzte als Betreff „Einreichung“. Er trank Wasser aus der Küche. Es schmeckte wie immer.

Die Antwort kam zwei Monate später an einem Montag um 09:41 Uhr. „Sehr geehrter Herr Professor Mertens, wir freuen uns außerordentlich...“ – die Gutachten sprächen „von einem souveränen Zugriff auf die aktuellen Debatten“, es sei „ein Gewinn für das Fach“. Man bat um eine Autorenbio und die Bestätigung der

Bildrechte für die Grafiken, die der Text gleich selbst generiert hatte, als wäre er ein vollständig autonomer Organismus.

Er ging an seinen Rechner und öffnete den Ordner „Aufsätze\_alt“.

Der Cursor stand auf „Kohärenz ohne Konnexionen.doc“.

Ein Atemzug. Das Lüftergeräusch.

Entf.

Nichts passierte. Dann war die Datei weg.

Er blickte auf den Desktop. Es war eine aufgeräumte Fläche. Er empfand weder Erleichterung noch Scham, nur das stille Unbehagen eines Mannes, der begriffen hat, dass sich der Schmerz aus dem System zurückgezogen hat, ohne dessen Ursachen zu beheben.

In der Fakultätssitzung der folgenden Woche erwähnte der Dekan beiläufig die jüngste „Publikationsfreudigkeit“ einiger Kollegen. Er nannte Mertens' Namen. Höfliches Klopfen auf dem Tisch, zwölf Sekunden lang, ein Geräusch wie dünner Regen auf Kunststoff. Hoffmeister lächelte ihn an. „Gratulation.“ – „Danke.“ Es hatte keinen Adressaten.

Abends in der Küche sagte Ingrid: „Die Zeitschrift hat geschrieben?“ – „Ja.“ – „Freust du dich?“ Er überlegte. „Es ist gut für meine Statistik.“ Sie sah ihn an, als habe er einen Scherz gemacht, der nicht funktionieren konnte. „Kannst du mir noch die Mail von meinen Eltern ausdrucken?“ – „Natürlich.“ Er druckte sie. Das Papier war warm.

Die Veröffentlichung erschien vier Wochen später online. Man bot ihm an, sich auf dem Linguistenkongress an einer Podiumsdiskussion zu beteiligen: „KI und geisteswissenschaftliche Forschung – Chancen, Risiken, praktische Erfahrungen“. Er schrieb zurück: „Leider verhindert eine länger geplante Lehrveranstaltung meine Teilnahme.“ Es war nicht gelogen. An jenem Nachmittag würde er über Textkohärenz sprechen – über die Kunst, Sätze sinnvoll miteinander zu verbinden, während sein eigenes Leben jeden Zusammenhang verloren hatte. Er würde es mit der Gewissenhaftigkeit eines Uhrmachers tun, der noch immer mechanische Zeitmesser repariert, und niemand würde zuhören.

Im Sommer wurde an der Universität eine „Leitlinie zur Nutzung generativer Systeme“ beschlossen. Sie erlaubte, regulierte, entlastete und verschob Verantwortungen in einer Weise, die man im Verwaltungsdeutsch für Fortschritt hält. Mertens stimmte zu. Er stimmte allem zu. Das war einfacher, und einfach war das Richtige.

Einmal, in der Mensa, blieb Sarah Kellner vor ihm stehen. „Danke für das Feedback“, sagte sie. „Gern geschehen.“ – „Ich hab viel mit Tools gearbeitet“, sagte sie, nicht trotzig, nicht schuldbewusst, sondern mit jener beiläufigen Offenheit, die entsteht, wenn ein Geheimnis aufhört, eines zu sein. Dann, nach einer kurzen Pause, leiser: „Genau wie Sie bei Ihrem neuen Aufsatz, oder?“

Sie strich sich einen feuchten Ärmel glatt, der nach Regen roch. Er sah sie an. Sie war jung, sie war klug genug, um zu wissen, was sie tat, und was sie tat, war etwas grundlegend anderes als das, was er getan hatte. Ihre vierunddreißig Seiten simulierten eine Kompetenz, die sie nicht besaß – ein Abschluss, der attestieren würde, was nie stattgefunden hatte: ein Lernprozess. Er hingegen hatte seine Ideen, seine Prämissen, seine Argumentationslinien in eine Maschine gegeben und etwas zurückbekommen, das besser formuliert war, als er es selbst vermocht hätte. Er war ein Pianist, der ein besseres Klavier gefunden hatte. Sie war jemand, der eine Aufnahme abspielte und so tat, als sei es ein Konzert.

Aber das sagte er nicht. Er sagte: „Ja.“

Sie nickte. Beide lächelten nicht.

Nachts erwachte er häufiger und trank Wasser am Spülbecken, den Rücken leicht gekrümmt, die Ellenbogen am Rand aufliegend. Das Geräusch des Kühlschranks war gleichmäßig wie ein unbeteiligter Atem. Einmal, als er zurück ins Schlafzimmer ging, war Ingrid wach. Sie lag auf dem Rücken und starrte an die Decke. „Kannst du nicht schlafen?“, fragte er. „Doch“, sagte sie. Dann, nach einer Stille, die sich über mehrere Atemzüge zog: „Klaus, was machst du eigentlich den ganzen Tag?“ Es war keine Frage. Es war eine Bilanz.

Er setzte sich auf die Bettkante. Er hätte antworten können. Stattdessen zog er die Schuhe aus, obwohl er keine trug. Eine Geste ins Leere. Sie drehte sich zur Wand.

Im Oktober erreichte ihn eine E-Mail des Dekans. Die Arbeitsgruppe zur KI-Integration – jene Arbeitsgruppe, deren Gründung er in der Märzsession mit stiller Verachtung verfolgt hatte – suchte einen Vorsitzenden. Man habe, schrieb Krämer, „nach reiflicher Überlegung und in Würdigung Ihrer jüngsten Forschungsleistungen“ beschlossen, ihn, Mertens, für diese Aufgabe vorzuschlagen. Sein aktueller Aufsatz habe „eindrucksvoll demonstriert, dass auch etablierte Fachvertreter den Brückenschlag zwischen traditioneller Methodik und innovativen Werkzeugen zu leisten vermögen“.

Mertens las die Mail zweimal. Dann öffnete er eine neue E-Mail und schrieb: „Sehr geehrter Herr Dekan, ich nehme den Vorsitz gerne an.“

Die Antwort kam innerhalb von vier Minuten. Krämer bedankte sich „im Namen der gesamten Fakultät“ und kündigte die konstituierende Sitzung für November an. Im Anhang befand sich bereits ein Entwurf der Geschäftsordnung, siebzehn Seiten, mit Präambel. Auf Seite vier, unter Punkt 3.2, las Mertens: „Prüfungsleistungen sind grundsätzlich eigenständig und ohne den Einsatz generativer KI-Systeme zu erbringen, sofern nicht ausdrücklich anders geregelt.“ Er las den Satz zweimal. Dann schloss er die Datei.

Er griff nach seiner Tasse. Der Kaffee war kalt. Er trank ihn trotzdem.